

Ärztin am Gesundheitsamt

Schmidbauer, Wolfgang

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schmidbauer, W. (2003). Ärztin am Gesundheitsamt. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 27(1), 67-71. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-19379>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Wolfgang Schmidbauer

Ärztin am Gesundheitsamt

Als der Hausmeister die Tür aufgesperrt hatte, öffnete er sie einen Spalt und zischte hastig hinein: »Frau Mayerlein, die Damen vom Gesundheitsamt!« Dann steckte er den Schlüsselbund wieder ein und nuschelte in einem einzigen Atemzug etwas wie »siekommenalleinzurechtbestimmt-wennichtrufensie« und verschwand im Flur, der dunkel geworden war, weil sich das Licht automatisch ausschaltete. Die Szene war ihr vertraut, sie witterte, was aus dem Türspalt quoll: Irgendwo stank es und alle waren sich einig darin, den Gestank ihr zu überlassen. Etwas war lästig, und jeder gab sich Mühe, es wie eine heiße Kartoffel rasch wieder loszuwerden, bis sie ankam und zuständig war, das Gesundheitsamt, die letzte Instanz der Verwaltungen, ein Vorposten der Zivilisation – Mindesthygiene für Gast- und Gunstgewerbe, Kotproben, Vaginalabstriche, Aidstests. War sie Ärztin geworden, um das zu tun?

Gerti, die sie begleitete, zögerte vor der offenen Tür. Was war die Vorschrift? Nein, sie musste nichts entscheiden. Es ging sie eigentlich nichts an, was da war. Sie musste erst auf ärztliche Anweisung hin sozialarbeiterrisch tätig werden. Seit dieser Ungeheuerlichkeit mit den Gutachten waren sie vorsichtig geworden. Sie hatten sich abgesprochen, von jetzt an genau auf die Vorschriften zu achten. Wenn Eva, an die sie sich als Frau Doktor Schwitz zu denken vorgenommen hatte, Eva ihretwegen nur noch nach Feierabend, wenn also die Ärztin keinen Auftrag vergab, dann wurde auch nichts getan; wenn der Auftrag kam, musste sie ihn erst prüfen, ob er in den Rahmen ihres Dienstes in der psychiatrischen Abteilung des Gesundheitsamtes gehörte oder nicht. Das Team war gestorben, definitiv.

Dr. Eva Schwitz, Fachärztin für Nervenheilkunde, allein lebend, eine schulpflichtige Tochter, schob vorsichtig die Tür der Wohnung weiter auf. Es stank wie in einer Kloake. Im Flur türmten sich unter einer Garderobe offene Mülltüten. Einige hatten ihren Inhalt ausgespieen. Weiße und grüne

Schimmelfladen überzogen die schleimigen Halden. Sie prüfte mit argwöhnischen Blicken jeden Fleck auf dem Fußboden, ehe sie ihren Fuß aufsetzte. Letztes Mal in einer vermüllten Wohnung war sie in eine schmutzige Windel getreten, die ein inkontinenter Alter einfach vor sein Bett geworfen hatte. Im Amt rümpfte die Sekretärin die Nase und fragte laut, welche von den Bordsteinschwalben, die draußen für ihr Attest Schlange standen, Hundescheiße mitschleppe.

In dem dunklen Flur schimmerte mattes Licht durch die Wolkenglaseinsätze der weiß gestrichenen Wohnzimmertüre. Eine grüne Mülltüte versperrte den Weg in die Küche, Geschirr türmte sich in der Spüle, der Arbeitstisch war von Abfällen bedeckt. Wie Waldwege zugewuchert, führten Trampelpfade von hier in die beiden Zimmer der Wohnung, gerändert von abgelegten Kleidern, Haferflockenpackungen, leeren Flaschen und Yoghurtbechern. Neben dem Bett lehnten ein schwarzer, zerkratzer Gehstock mit einem Griff aus imitiertem Elfenbein und ein Paar neuer Krücken aus Leichtmetall. Die alte Frau war zwischen den zerwühlten Kissen, hinter einem Wall übereinander geschichteter Decken, auf den ersten Augenschein kaum zu sehen. Ihr rechtes Auge war geschlossen, das linke lag in der tiefen Höhle des abgemagerten Gesichts. Sie verzog den Mund zu einer asymmetrischen Grimasse. Der linke Mundwinkel hob sich, es hätte ein Lächeln sein können, wäre nicht der rechte hängen geblieben, wie das Augenlid und die schlaffe Wange. Ein Gesicht im Halbdunkel, zwischen Leben und Tod, schon halb erfasst von grässlicher Entspannung. Eva drängte es, der Alten auch das offene Auge zuzudrücken oder ihr das geschlossene Lid zu heben, wie jenem russischen Gespenst, dessen Augenlider bis auf den Erdboden hängen; es war ein lächerlicher Versuch, dieses Chaos zu ordnen, in sein Zentrum einzudringen und die Kraft zu beleben, die einmal hier regiert haben mochte. Denn es gab Zeichen in diesem Raum, die einen empfindlichen Sinn für Farben und Formen verrieten; die in Pastelltönen gehaltenen Vorhänge passten zu dem Tuch über dem runden Tisch, unter dessen Saum ein stämmiger Baluster hervorschaute, in einer Vitrine schimmerte zartes Porzellan, die Biedermeierstühle waren mit einem gestreiften Stoff bezogen, der vom Altrosa des Teppichs zum Kirschholz der Möbel überleitete.

Die alte Frau krächzte etwas. Eva verstand nichts. Sie näherte sich vorsichtig dem Bett. Warum schlief die Greisin im Wohnzimmer? Vermutlich war das Schlafzimmer längst unbewohnbar, vollständig von Abfall überwuchert und erstickt. Sie hatte schon große Altbauwohnungen gesehen, wo ein schrulliger Rentner nur noch die Küche besiedelte, überall sonst türmten sich Gerümpel, Vorräte, Flaschen, Marmeladegläser, Papiere – allein eine Tageszeitung, von der jedes Exemplar aufbewahrt wurde, konnte in zehn Jahren einige Räume füllen.

Die halbseitig gelähmte Frau artikulierte jetzt deutlicher. »Schafft sie weg«, keuchte sie. »Frau Mayerlein, Sie müssen in ein Krankenhaus«, sagte Eva ganz langsam und deutlich. »Ich komme vom Gesundheitsamt. Der Hausmeister hat uns verständigt. So kann das hier nicht weitergehen.«

»Mir geht es gut«, sagte die alte Dame jetzt energischer, und es war fast rührend, wie sie sich bemühte, trotz der halb gelähmten Lippen deutlich zu sprechen. »Ich bin völlig in Ordnung, nur ein wenig schwach. Aber die Leiche, die jemand in mein Bett gelegt und dort vergessen hat, die müssen Sie hinausschaffen. Was soll ich hier mit einem Toten? Ich habe keinen Platz. Wenn ich wieder besser gehen kann, will ich alles aufräumen. Aber ein Toter in meinem Bett, das ist mir zu schwer, das schaffe ich nicht. Der muss gleich begraben werden. Nehmen sie ihn mit, bitte!«

Gerti, die Sozialpädagogin, kam aus dem Gang. »Das andere Zimmer ist bis unter die Decke mit Schachteln und Zeitschriften voll gestellt. Was meint sie nur mit der Leiche? Es ist doch niemand da. Sie liegt allein im Bett. Wahrscheinlich träumt sie von jemand, der gestorben ist. Ihr Mann vielleicht.«

»Ich träume von niemandem, und ich war nie verheiratet«, kam die heisere Stimme aus dem Mundwinkel. »Ich bin ein bisschen gelähmt von einem Schlaganfall, aber nicht blöd. Vorher konnte ich noch ein wenig gehen. Aber seit vorgestern liegt diese Leiche da in meinem Bett, und keiner kümmert sich darum und glaubt mir, dass sie wirklich da ist, steif und kalt. Würden Sie mit einer Leiche ihr Bett teilen wollen?

»Frau Mayerlein, ich fürchte, wir müssen sie alle beide wegbringen, die Leiche und Sie selbst. Ich hoffe aber sehr, dass es uns dann im Kranken-

haus gelingt, die Leiche loszuwerden.« Eva hatte die Hand der Greisin gefasst, sie prüfte den Tonus der Muskulatur und den Puls.

»Na gut«, krächzte die Stimme. »Manchmal ist es wirklich so, als ob dieser Tote an mir dranhängt. Aber wenn ich ihn los habe, komme ich wieder hierher zurück. Es ist meine Wohnung, ich lebe schon seit vierundvierzig Jahren hier, ich brauche eine eigene Wohnung, kein Altersheim, auch wenn es mit dem Aufräumen etwas langsam ging in den letzten Monaten.«

»Wenn es Ihnen besser geht, Frau Mayerlein, können Sie sicherlich zurück.« Eva erinnerte sich, wie sie als Studentin im praktischen Jahr geschworen hatte, nie so zynisch zu lügen, wie es in der Nervenklinik, in der sie damals arbeitete, ganz üblich war. Aber jetzt tat sie das ganz selbstverständlich und ohne Gewissensbisse: Es gab viele Situationen, in denen die Wahrheit für alle unbequem war und die Lüge nur der barmherzige Ausschnitt aus einer großen Ungewissheit, die niemand aufgeklärt haben wollte. Sie wandte sich an Gerti. »Könntest du ein wenig aufräumen? Ich rufe den Sanka.«

»Wie?« Gerti richtete sich auf und straffte die Schultern wie ein Sumo-Ringer vor dem Angriff. Ihre Unterlippe zuckte. »Das ist keine sozialpädagogische Tätigkeit, und das wissen Sie! Wir sind nicht die Kulis!«

Eva wollte sich neben der hilflosen Greisin nicht streiten. »Meinst du denn, es ist eine ärztliche Aufgabe? Ich finde es unsolidarisch, wie du dich jetzt verhältst. Wir haben uns doch früher auch verständigt.«

»Wenn die Arbeit solidarisch geteilt werden soll, dann müssen auch die Privilegien geteilt werden«, sagte Gerti. Sie bemühte sich, das Zittern in ihrer Stimme zu unterdrücken. Sie hatte den schwereren Weg gewählt, sie hatte sich politisch verhalten und nicht wie früher. Es wäre viel leichter gewesen, Eva alles recht zu machen. Aber sie wollte kein dummes, braves Helferlein sein. Die Ärzte schrieben seit der Reform während ihrer Arbeitszeit gegen ein Sonderhonorar Betreuungsgutachten. Diese Impertinenz. Und dann klagten sie noch, wie wenig Ansehen und Facharztweiterbildung es im Gesundheitsamt gebe! Sie kriegten den Schlund nicht voll. Wenn im Radio, das die Schreibkräfte den lieben langen Tag dudeln ließen, das Zeitzeichen für Mittag kam, dann hörte man überall im Flur die Türen der Dienstzimmer schlagen, die Halbtagsärztinnen schossen heraus, um recht-

zeitig nach Hause zu kommen oder ihre Brut aus dem Kindergarten abzuholen. Und jeder wusste doch, wie oft die medizinischen Beamten – es gab keine Männer darunter, außer dem Direktor und seinem Stellvertreter – nach einem Hausbesuch einen Einkaufsbummel machten oder kurzerhand nach Hause fuhren, wenn sie niemand antrafen.

»Gut, in Ordnung, sieh zu, ob du hier etwas Sozialpädagogisches zu tun findest«, sagte Eva grimmig. Im Küchenregal hatte sie einen blauen Sack aus Plastikfolie entdeckt. Sie begann, ihn mit dem Müll zu füllen, der den Zugang für die Sanitäter und die Trage blockierte. Dreimal leerte sie eine schwere Last in den Container im Hof. Dann rief sie den Krankenwagen. Ehe er kam, hatte sie einen kleinen Koffer mit Toilettenartikeln und Wäsche gepackt. Gerti stand indessen im Flur, die Hände auf dem Rücken gefaltet, schwer atmend.

»Wir brauchen unbedingt Supervision für unser Team«, sagte Eva, während sie aus dem Fenster auf die Straße schaute. Eben schoben die Sanitäter die Trage mit Frau Mayerlein in den Wagen, schalteten das Blaulicht ein (wieder einmal aus purem Geltungsbedürfnis, dachte Eva, es gab doch keine Eile) und brausten davon. Passanten waren stehen geblieben; Vorhänge glitten in Ruheposition zurück. Eva freute sich auf eine Dusche zuhause, heiß und kalt, und eine Tasse Kaffee. Fäulnis hing ihr in Haaren und Kleidern. Ärztin bei der Müllabfuhr, das war's. Sie vergrub die Nase im Ärmel der Strickjacke und atmete vorsichtig.